

Das Alignement der Türme

Raumordnung in den Stadtzentren von Ochsenfurt und Würzburg

Stadtpläne sind uns alle vertraut, meist hat man sie im Kopf und braucht sie auf dem Papier nur dann, wenn man eine Straße in einem uns nicht bekannten Stadtviertel oder gar in einer fremden Stadt suchen muß. Dabei ist es keineswegs ausgemacht, daß man eine Adresse in einem Neubaugebiet besser findet als in der Altstadt. Denn ein Fußgänger orientiert sich leichter an einem mit Türmen abgesteckten Rechteck wie der Altstadt von Ochsenfurt oder einem Fünfeck wie im alten Würzburg – und hat oft seine Schwierigkeiten in den weitläufigen, oft nur aus Straßenanbindungen bestehenden amorphen Neubaugebieten. Erleichtert wird eine Orientierung auch von dem Gefühl einer räumlichen Spannung, die man zu spüren meint, wenn man sich einem historischen Stadtzentrum nähert oder sich darin aufhält; möglicherweise erklärt diese räumliche Spannung, durch die eine Stadt als Ganzes wahrgenommen wird – man spricht dann von einem „Stadtbild“ oder sogar von einer „Stadtgestalt“ – die fast magisch zu nennende Anziehungskraft, die alte Stadtzentren auch heute noch auf Einheimische und Touristen ausüben.

Räumliche Spannung ist aber ein qualitatives Merkmal der Architektur; sie entsteht vorzüglich dann, wenn Gebäude mittels Proportionen und Ordnungslinien, z. B. Maßordinungen und Achsen, miteinander in Beziehung gesetzt werden. Merkwürdigerweise fehlt diese räumliche Spannung in den meisten der modernen Stadtteile, obwohl doch niemand behaupten wird, daß deren Planung und Architektur keine Qualität hätten. Die Ursache dafür muß vielmehr in den städtebaulichen Planungsmethoden liegen, die sich besonders im 21. Jahrhundert entscheidend verändert haben. Während die Veränderung im Weichbild der Städte schleichend vor sich ging, tritt der Unterschied der verschiedenen Planungsvorstellungen bei den heute üblichen großräumigen Stadtumbauten in Alt-

stadtensembles auffallend, ja störend zur Geltung; nicht von ungefähr hält eine breite Mehrheit der Bürger bei wichtigen städtebaulichen Aufgaben, wie etwa bei der jetzt diskutierten Bebauung des Berliner Schloßplatzes, die Rekonstruktion des Alten Schlosses und die damit verbundene alte städtebauliche Struktur für besser, als eine Bebauung mit einer der heutigen Planungsmethoden entsprechenden guten modernen, jedoch mit der Kontinuität des Planens und Bauens brechenden städtebaulichen Gestaltung.

Architekten und Städtebauer begründen die oft als willkürlich empfundenen Eingriffe in alte Städte mit dem Hinweis auf deren Sanierungsbedarf; nicht geplant seien diese Stadtzentren, sondern nur gewachsen und deshalb auch ohne eine städtebauliche Ordnung. Dieser Argumentation wird jedoch in letzter Zeit in verschiedenen Veröffentlichungen widergesprochen; Autoren wie Gert Heinrich Kill, der anhand von „Meßfiguren“ die Stadtgeometrie von Rothenburg analysierte, oder Klaus Humpert und Martin Schenk, die über die Entdeckungen der mittelalterlichen Stadtplanung schreiben und gar vom „Ende des Mythos von der gewachsenen Stadt“ sprechen, weisen in mittelalterlichen Stadtzentren Planungsstrukturen nach, die sowohl bei der Gründung als auch bei der Erweiterung der Städte eine Rolle spielen. Auch dieser Aufsatz will zu diesem Diskurs, der für die Zukunft unserer alten Städte von Bedeutung sein kann, einen Beitrag leisten. Denn auch das „Alignement der Türme“ in den Städten Ochsenfurt und Würzburg ist ein Indiz für eine kontinuierlich über Jahrhunderte hinweg geleistete städtebauliche Planungsarbeit. Ziel des Diskurses sollte die Erarbeitung konkreter struktureller Planungsvorgaben sein, die es ermöglichen, die charakteristische räumliche Spannung in den historischen Stadtzentren auch bei größeren Stadtumbauten zu bewahren.

„Alignement“ ist ein technischer Fachbegriff aus der Landvermessung; er ist französischen Ursprungs, was nicht verwundert: wurde doch das moderne Vermessungswesen von Napoleon in Bayern eingeführt. Ins Deutsche übertragen bedeutet er soviel wie „in einer Linie ausgerichtet stehen“, „nach der Schnur ausrichten“ oder nur einfach „richten“ (Richard Pekrun: Das Deutsche Wort, 1933). Es geht um Ordnung, um räumliche Orientierung für städtebaulich gestalterische Maßnahmen, aber auch für militärische Aktionen und für Vermessung von Grundstücken im Sinne einer notariellen Besitzsicherung. Technische Grundlage für das Alignement ist das Vor- und Einrückverfahren, das mit

einfachen Hilfsmitteln das „Bestimmen von Punkten in einer Linie ermöglicht, die im Felde bereits durch zwei Punkte festgelegt ist“ (Meyers Konversations-Lexikon, 1906). In Verbindung mit dem sogenannten „Aufwinkeln“ ist es für das Einmessen von Grenzpunkten geeignet; Winkelmessungen von einem eingemessenen Standpunkt neben der Linie ermöglichen zudem genaue Streckenberechnungen zwischen den auf einer Linie stehenden Türmen oder Gebäuden.

Schon mit der bei der Landvermessung eingeführten Triangulation hat das Alignement an Bedeutung verloren und scheint heute vollends aus dem Bewußtsein verschwunden zu sein; so konnte ich bisher weder schrift-



Abb.1 Amtlicher Lageplan des Stadtkerns von Ochsenfurt. Das Alignement der Türme ist als Linie eingezeichnet. Die Stimmigkeit im Vermessungsplan, der ja die Grundrisse der Gebäude darstellt, beweist, daß die Türme schon bei der Fundamentierung eingemessen wurden: eine technische Glanzleistung des 14. Jahrhunderts.

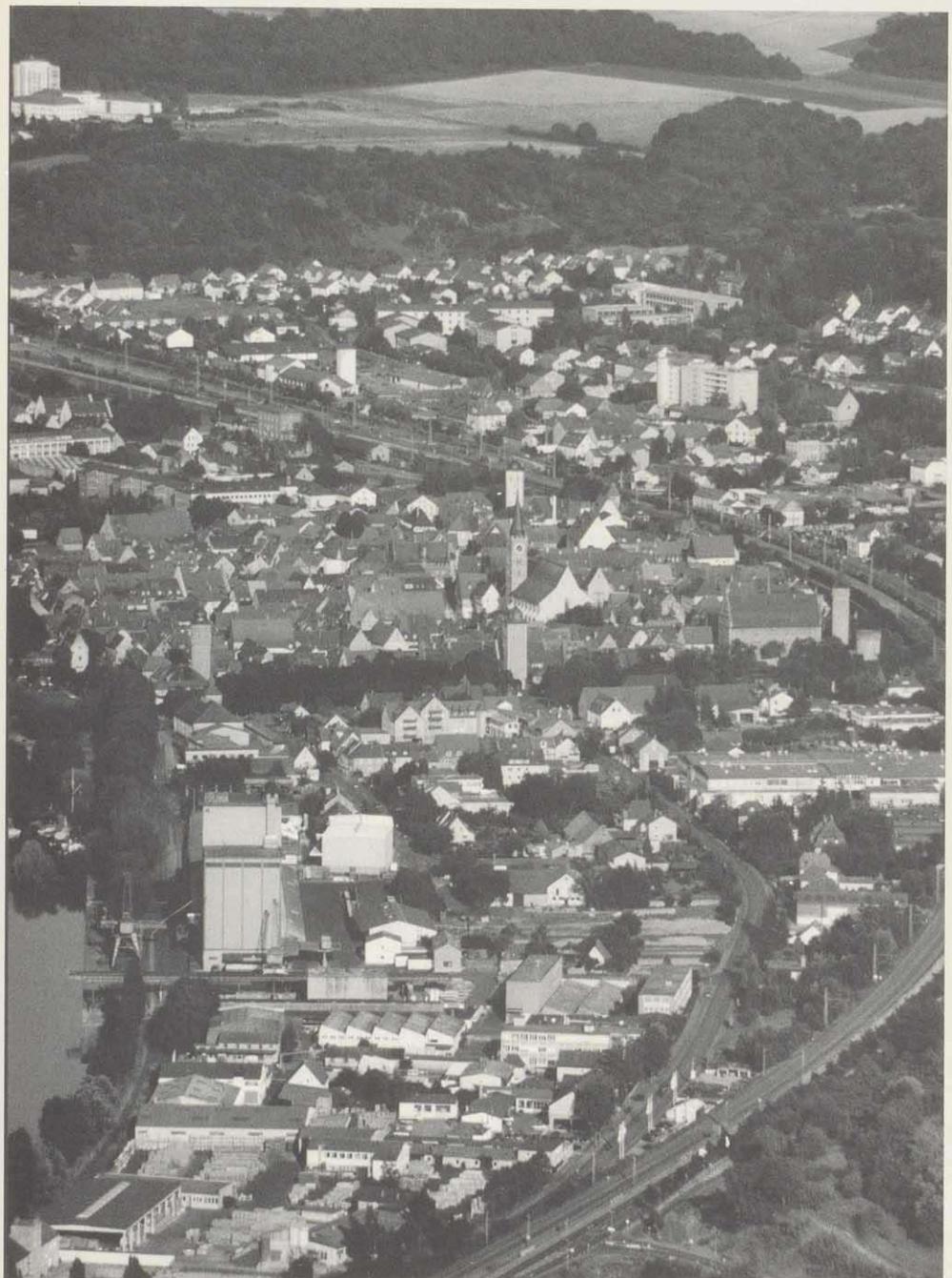


Abb. 2 Das Ochsenfurter Alignement der Türme, Aufnahme vom Motordrachen aus in ca. 400 Meter Höhe. In einer Linie stehen von vorne nach hinten: das Klingentor, der Kirchturm von St Andreas und das Obere Tor. Die auf dem Luftbild heute sichtbare Abweichung der Turm spitzen und Turmknäufe von der Grundlinie hat ihre Ursache im schiefen Turm von St. Andreas; schief ist allerdings nur die hölzerne Konstruktion der Turm spitze, nicht jedoch der steinerne Turm.

Luftaufnahme Flierl

liche Zeugnisse noch bildliche Darstellungen in Form von Stichen oder Photographien dieser doch eigentlich auffälligen Gebäudekonstellationen ausfindig machen. Wegen der ausufernden neuen Bebauung hat das Alignement inzwischen auch seine das Stadtbild prägende Stellung verloren, Neuplanungen ignorieren es einfach.

Das gilt besonders für die Türme im mittelalterlichen Stadtbau-Kunstwerk Ochsenfurt, deren Ausrichtung auf einer Linie ich bereits 1968 auf einem Stadtplan entdeckte (Abb.1), aber erst in diesem Jahr mit einem Ritt auf einem Drachenflieger photographisch dokumentieren konnte (Abb.2). Von Osten nach Westen stehen auf dem Alignement die eindrucksvollen Turmbauten des Oberen Stadttors, des Kirchturms von St. Andreas, Bauzeit bis 1288, und des Klingentors, heute Jugendherberge, Bauzeit beider Türme etwa um 1397. Weil der in der Mitte stehende Kirchturm den Blick auf den dahinter liegenden Stadtturm verstellt, sind die wie nach Schnur ausgerichteten Türme als Einheit auch für einen Betrachter von außerhalb der Stadtmauern nicht einsehbar. Das gilt sowohl für den freien Blick von den Höhen südlich des Kreiskrankenhauses als auch für den Beobachter innerhalb der Mauern. Dort scheint die Bebauung in unklar verlaufender Front nur der alten Fahrspur aus Würzburg zu folgen, die sich beim Rathaus in die Wege nach Uffenheim und Marktbreit gabelt; zudem machen die kleinteiligen Besitzverhältnisse und kleinräumigen Beziehungen den großen städtebaulichen Zusammenhang fast völlig unsichtbar. Wohlgemerkt: unsichtbar – jedoch nicht unwahrnehmbar! Denn das Alignement spielt durchaus eine Rolle für den räumlichen Zusammenhalt der Stadt als Ganzes, der bis in den kleinsten Winkel hinein wirksam wird.

Eine Sonderstellung nimmt übrigens noch der schiefe Turm von St. Andreas ein, der zusätzlich auch noch auf einem weit in das Umland hinausreichenden Alignement von immerhin vier Kirchtürmen steht; in der Reihenfolge von West nach Ost sind das die Katholische Kirche Goßmannsdorf, St. Andreas Ochsenfurt und die Kirchtürme von Gnodstadt und Martinsheim. Die Linie ist

wegen ihrer Länge von elf Kilometern nicht photographisch darzustellen, kann aber anhand der Karte, Meßtischblatt Nr. 6326, Ochsenfurt M 1:25 000, überprüft werden.

Die Türme in Ochsenfurt sind im Mittelalter entstanden; ihre Entstehungszeit entspricht der Folge mehrerer Stadtbaumeister, die ihr Wissen weitergegeben haben. Für unsere Verhältnisse, bei denen die Stadtbaumeister bei der Ablösung sich einander nicht einmal mehr die Hand geben, ist selbst die Weitergabe einfacher Beziehungen nicht mehr gegeben.

Vollends undenkbar erscheint uns denn auch die Entstehung des eindrucksvollen Würzburger Alignement, wo wir die Beachtung einer präzisen Planvorgabe über einen Zeitraum von fast einem Jahrtausend beobachten können (Abb.3). Gilt doch die auf dem Bild ganz vorne stehend Kirche St. Gertraud als eine der ältesten Kapellen in der Stadt, eine Stiftung des Brückenbaumeisters Enzelin von 1133, und stammt die in der Mitte stehende Marienkapelle aus der 14. Jahrhundert, und der dahinter aufragende prächtige Neubauturm gar erst aus dem frühen 18. Jahrhundert. Auf dem Photo nicht sichtbar sind zudem viele Gebäude, die im Laufe der Zeit abgebrochen wurden; von diesen verschwundenen Bauwerken sind insbesondere das prächtige Pleicher Tor der barocken Stadtbefestigung, mit einer präzis auf der Linie angeordneten vierzig Meter langen Bogenbrücke, und der prächtige Dachreiter des Marßer Klosters zu nennen. Auch das 20. Jahrhundert ist mit dem größten der vier Dachreiter der Schillerschule, einem Jugendstilbau in der Sanderau, Bauzeit 1908–1909, auf dem Alignement vertreten.

Das Alignement zeigt damit eine alle großen Stilepochen integrierende Kontinuität des Planens; es zeigt jedoch auch den Bruch mit der fast über Jahrhunderte hinweg verfolgten Stadtbautradition, der etwa mit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert erfolgt sein muß. Selbst bei der großen neuen städtebaulichen Aufgabe der Einmessung des Zentrums eines Neuen Würzburgs auf dem Heuchelhof – er wird der am oberen Bildrand des Fotos sichtbar – spielen die präzis ausgerich-



Abb. 3 Das Würzburger Alignement, Aufnahme vom Mittleren Steinbergweg aus, etwa auf halber Höhe auf dem Weg zur Steinburg. Wie eine Kaskade steigen die drei präzis in einer Linie stehenden Türme der Kirchen St. Gertraud, der Marienkirche und der Neubaukirche aus dem Gewirr der Dächer und Giebel der Stadt auf. Viele der auf der Linie stehenden Gebäude sind nicht einsehbar – z. B. der große Dachreiter der Schillerschule; andere, wie das Pleicher Tor oder der steinerne Dachreiter des Marxer Klosters, lassen sich zwar auf historischen Stadtplänen und Stichen nachweisen, sind jedoch im Laufe der Jahrhunderte aus dem Stadtbild verschwunden.

Photo Flierl

teten Türme und Gebäude keine Rolle mehr, obwohl doch gerade eine solche Ordnungsline eine Option für die Anbindung einer Stadterweiterung an den alten Stadt kern gewesen wäre.

Übrigens lassen sich die Würzburger Türme im Gegensatz zu denen in Ochsenfurt von den Weinbergen aus hinter dem Hauptbahnhof gut einsehen. Man geht zu Fuß den Mittleren Steinbergweg zur Steinburg hoch und stößt dann auf der Hälfte des Wegs rechterhand auf einen großen Tabernakelbildstock von 1582. Wer sich allerdings jetzt andächtig in den dort eingemeißelten Spruch von der göttlicher Liebe vertieft, tappt in eine vielleicht bewußt gestellte Falle: In Gedanken verloren, den Kopf schuldbewußt gesenkt, wird er seinen Weg fortsetzen – und damit das Alignement verpassen; wer sich hingegen von dem schönen Bildstock abwendet und neugierig auf die Stadt hinunter blickt, wird die Stimmigkeit der nach der Schnur ausgerichteten Türme, die hier wie eine Kaskade hintereinander aufsteigender Turmspitzen in

Erscheinung tritt, mit eigenen Augen überprüfen können. Der Ausflug lohnt, erweitert er doch in geradezu sensationeller Weise unser Wissen über historische Stadtbaukunst. Denn in dem Gewirr von Straßen, Dächern, Giebeln und Türmen ist in verblüffender Deutlichkeit plötzlich eine präzis abgesteckte Achse zu erkennen, also eine räumliche Ordnung, die wir, verhaftet in der klischeehaften Vorstellung von einer pittoresk verwinkelten, willkürlich gewachsenen Altstadt, dort keinesfalls vermutet hätten.

Literatur:

Günther Flierl: Historische Bau-Achsen in der Altstadt Würzburg; Würzburg-heute 55/1993

Gert Heinrich Kill: Die Rothenburger Messfigur, Ettlingen, 1999

Klaus Humpert / Martin Schenk: Die Entdeckung der mittelalterlichen Stadtplanung, Das Ende vom Mythos der gewachsenen Stadt, Stuttgart 2001

Peter Höglar

Ein Plädoyer für die (fränkische) Mundart

*„Gor viela meena, Mundart wär‘
als Umgangssprach’ nerr ordinär.
Hochdeutsch allee wär nerr dia Sprach,
mit der könnt’ m’r Reklame mach!“*

1. Hinführung

Die allmähliche Ver fremdung auf dem Lande durch den relativ starken Zuzug einer nicht mehr dörflich geprägten Bevölkerung, die „Unterwanderung“ der ländlich-bäuerlichen Familien durch Einheirat „standesfremder“ Personen, insbesondere solcher, die aus einem nichtbäuerlichen Milieu stammen, die zahlreichen Medien (Presse, Funk und Fernsehen) und schließlich die oft abwertende, antimundartliche Erziehung gerade auch im

ländlichen Bereich und die immer wieder angeführte Argumentation, dass Mundart Schüler in ihrem schulischen und Jugendlichen in ihrem beruflichen Fortkommen behindere, haben mich bewogen, ein Plädoyer für die Mundart zu halten.

Zum Geschichtlichen wäre zu sagen, dass bis zum Vordringen der neu hochdeutschen Sprache (Bibelübersetzung Martin Luthers) in Deutschland nur Mundarten gesprochen worden sind; es also in Deutschland nur Mundartlandschaften gab. Für Gottsched und Adelung galt die Mundart als „die Sprache des Pöbels“. Mit Hamann, Herder und Johann Peter Hebel stieg die Wertschätzung der Mundart. Dem Dichterfürsten Johann Wolfgang von Goethe war sie „ein Element, aus welchem die Seele ihren Atem schöpft“⁽¹⁾.